

Politisch korrekt, ökologisch richtig, gendergerecht, wissenschaftlich exakt

Ein Problemaufriss zu Sprachkorrekturbestrebungen

Frank Polzenbagen

1. Einleitung

Als Linguist ist man daran gewöhnt, dass sprachliche Ausdrücke im diskursiven Gebrauch eine mehr oder weniger diffuse begriffliche Füllung zeigen. Im Falle des Ausdrucks *political correctness* (PC), der im Zentrum der Debatte steht, ist „diffus“ jedoch schlicht eine Untertreibung. Ende der 1980er Jahre wird *political correctness*, bis dahin ein Ausdruck ohne nennenswerten Gebrauch auf dem diskursiven Markt, zu einem Schlagwort mit breiter Präsenz in medialen und akademischen Debatten, zunächst in den USA, bald darauf auch in Europa. Binnen kurzer Zeit erfährt er dabei eine inflationäre, z.T. retrospektive Anwendung auf eine Vielzahl von Bestrebungen, deren gemeinsamer Nenner bestenfalls darin zu liegen scheint, dass sie bestehende, als diskriminierend oder unangemessen empfundene Sprach- und Verhaltensmuster verschiedenster Art zu korrigieren suchen. Ebenso divers wie die jeweiligen Gegenstandsbereiche dieser Änderungsbestrebungen ist das jeweilige Maß, das dabei zur Bestimmung dessen herangezogen wird, was als „korrekt“ gelten soll.

Dies als Ausgangspunkt nehmend, sollen im vorliegenden Aufsatz einige der Perspektiven betrachtet werden, aus denen der Befund einer Korrekturbedürftigkeit der Sprache erfolgt und der Anspruch auf Korrektheit erhoben wird. Ziel ist es, auf diese Weise einen Problemaufriss zu liefern. Ich denke nicht, dass man die verschiedenen behandelten Perspektiven im tatsächlichen Diskurs strikt voneinander trennen kann, meine aber, dass eine dahingehende Unterscheidung schon aus analytischen Gründen durchaus zweckmäßig ist. Zudem ermöglicht sie einen gewissen Zugriff auf die Frage, warum die Debatte um politische Korrektheit sehr offenkundig in weiten Teilen gekennzeichnet ist von gegenseitigem Missverstehen, sei es gewollt oder ungewollt. Dies scheint mir ein Reflex darauf zu sein, dass die im Aufsatz behandelten und weitere mögliche Perspektiven im Diskurs oft und gern vermischt und ver-

wischt werden, sei es auch hier ungewollt oder gewollt. Die Liste der betrachteten Perspektiven ist nicht erschöpfend und wäre zu ergänzen, etwa um eine ethische oder, im engeren Sinne sprachbezogen, eine stilistische Perspektive. Diese und andere mögliche Blickwinkel sollen jedoch hier ausgeklammert bleiben.

Aus der Reihung der gewählten Blickwinkel ergibt sich die Struktur des vorliegenden Aufsatzes. Gegenstand von Abschnitt 2.1. ist eine ideologische Perspektive. Dies verweist zugleich auf den Ursprung des Ausdrucks *political correctness*, der in der Diktion der kommunistischen Altlinken liegt. Der Abschnitt liefert eine kurze Begriffs- oder besser *Ausdrucks*geschichte, deren Pfad durchaus bemerkenswerte Wendungen nahm.

Abschnitt 2.2. blickt auf PC aus einer erkenntnistheoretischen und sprachphilosophischen Perspektive. Während die relevante Verwendung des Ausdrucks kaum weiter zurückgeht als bis in die 1930er Jahre, gehört die zugrunde liegende Frage nach dem Verhältnis von Sprache, Denken und Wirklichkeit zu den Urproblemen der westlichen Philosophie, mit einer entsprechend langen Ideengeschichte. Gegenstand von Abschnitt 2.2. sind Positionen, die eine starke Bindung von Denken und Sprache annehmen und entsprechend in korrekter Sprache eine Voraussetzung für korrektes Denken sehen. Im Fokus des Abschnitts 2.3. stehen Sprach- und Handlungsregelungen, die eine Korrekturbedürftigkeit vielmehr im bestehenden Kommunikationsverhalten zwischen diversen sozialen Gruppen konstatieren und auf einen nicht-diskriminierenden, empathischen Umgang im öffentlichen Raum zielen.

Abschnitt 2.4. behandelt radikalere Positionen in der Debatte. Diese rücken die Machtfrage ins Zentrum und stellen Deutungshoheit und „Korrektheit“ von Ausdrücken und Begriffen in prinzipieller Weise in Frage. Im akademischen Diskurs verbindet sich dies zuvorderst mit dekonstruktivistischen Ansätzen, mit der entsprechenden Technik, bestehende Begrifflichkeiten in einem Netz alternativer Deutungen aufzulösen. Primär im Blick des Abschnitts sind jedoch nicht akademische Positionen. Im Vordergrund stehen vielmehr Strömungen in der Sub-Kultur, exemplarisch die sogenannte *riot-grrrrl*-Bewegung in den frühen 90er Jahren, die in durchaus paralleler Weise etablierte Begriffe des Mainstreams unterlaufen und ihnen Eigendeutungen entgegenzusetzen.

Abschnitt 3. diskutiert ein Standardbeispiel von PC, das Ersetzen des sogenannten „generischen“ Maskulinums im Englischen, vor dem Hintergrund der unterschiedenen Perspektiven. Die verschiedenen vorgeschlagenen Alternativen lassen sich nicht nur an einer sich aus dem hier gewählten Ansatz ergebenden Skala von liberal bis radikal abtragen. Vielmehr wird deutlich, dass die behandelten Perspektiven miteinander nur eingeschränkt zu vereinbaren-

de, teilweise gänzlich inkompatible Ersetzungsvorschläge hervorbringen. Der Aufsatz schließt mit einigen Nachgedanken aus soziolinguistischer Sicht.

2. Perspektiven auf „korrekte“ Sprache

2.1. Ideologische Perspektive:

Die Partei, die Partei, die hat immer Recht ...

Die ersten Vorkommen der Verbindung *political correctness* / *political'y correct* finden sich bereits Ende des 18. Jahrhunderts.¹ Allerdings sind diese für den hier behandelten Gegenstand nicht von Belang. Wie der Subtext zum Titel des Abschnitts suggeriert, liegt der relevante Ursprung vielmehr in der Diktion der kommunistischen Bewegung der 1930er und 1940er Jahre. Ein repräsentatives Beispiel liefert der nachstehende Auszug aus *The Communist Party. A Manual on Organisation*, erschienen 1935 unter dem Pseudonym J. Peters.² Dort heißt es im Abschnitt zur Freiheit der Rede in Parteidiskussionen:

The free discussion on questions of Party policy in individual Party organizations or in the Party as a whole, is the fundamental right of every Party member as a principal point of Party democracy. [...] It is clear, however, that basic principles and decisions, such, as for example, the Program of the Communist International, cannot be questioned in the Party.

We cannot imagine a discussion, for example, questioning the **correctness** of the leading role of the proletariat in the revolution, or the necessity for the proletarian dictatorship. We do not question the theory of the necessity for the forceful overthrow of capitalism. We do not question the **correctness** of the revolutionary theory of the class struggle laid down by Marx, Engels, Lenin and Stalin. We do not question the counter-revolutionary nature of Trotskyism.

1 Verlässliche und detaillierte Darstellungen der Begriffsgeschichte geben Deborah Cameron: *Verbal Hygiene*. London 1995; Keith Allan/Kate Burridge: *Forbidden Words: Taboo and the Censoring of Language*. Cambridge 2006 und Geoffrey Hughes: *Political Correctness. A History of Semantics and Culture*. Oxford 2010.

2 Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich der ungarische Kommunist Sándor Goldberger. Er wanderte in den 1920er Jahren in die USA ein, leitete seit 1930 den illegalen Parteiapparat der KP und war zentraler Verbindungsmann zur Sowjetunion, im Besonderen auch zum dortigen Geheimdienst. Das brachte ihn entsprechend in Schwierigkeiten in der McCarthy-Ära. Diesen entzog er sich durch Rückkehr nach Ungarn 1949. Eine detaillierte Darstellung seines Lebens gibt Thomas L. Sakmyster: *Red Conspirator: J. Peters and the American Communist Underground*. Urbana, Chicago & Springfield 2011.

We do not question the **political correctness** of the decisions, resolutions, etc., of the Executive Committee of the C.I., of the Convention of the Party, or of the Central Committee after they are ratified.³

PC verbindet sich hier entsprechend mit ‚linientreu‘ (d.h. politische Erwägungen werden über andere Kriterien gesetzt), eine Bedeutungskomponente, die dem Ausdruck weiter anhaften wird.

Der nächste Abschnitt in der Begriffsgeschichte führt uns zur Neuen Linken (*New Left*) der 1960er und 1970er Jahre. Diese hatte sich rigoros von der Doktrin der alten kommunistischen Linken abgewendet, im Besonderen nach Bekanntwerden der Greuelthaten in der Stalinära⁴ und nach der blutigen Niederschlagung des Aufstandes in Ungarn durch sowjetische Truppen im Jahre 1956. In der *New Left* finden sich zwei recht verschiedene Arten des Umgangs mit dem aus der Altlinken überkommenen Ausdruck.

Die erste war eine vehemente Ablehnung. Ein prominentes Beispiel hierfür aus erster Hand, diesmal aus dem britischen Kontext, liefert das folgende Zitat von Doris Lessing:⁵

A great deal has been said and is being said about political correctness [...]. I am not suggesting that the torch of Communism has been handed on to the political correctors. I am suggesting that habits of mind have been absorbed, often without knowing it. [...] It troubles me that political correctness does not seem to know what its exemplars and predecessors are; it troubles me a good deal more that they may know and do not care.⁶

Die zweite Art des Umgangs in der *New Left* war eine selbstironische Verwendung des Ausdrucks, „a form of self-mockery“.⁷ Ruth Perry nennt es einen Insiderwitz („in-joke“), der in der (amerikanischen) *New Left* gepflegt wurde,

3 J. Peters: *The Communist Party. A Manual on Organization*, New York 1935, S. 26f. (meine Hervorhebungen).

4 Die ursprünglich geheime Rede Chruschtschows zum 20. Parteitag der KPdSU im Frühjahr 1956, in der er u.a. über das Ausmaß des stalinistischen Terrors berichtete, wurde im Juni 1956 in der *New York Times* veröffentlicht. Eine Kopie der Rede war über den israelischen Geheimdienst an die amerikanische Regierung gelangt.

5 Doris Lessing war bis 1956 Mitglied der britischen KP, die sie nach den Geschehnissen in Ungarn verließ.

6 Doris Lessing: *Unexamined mental attitudes left behind by communism*. In: *Our Country, Our Culture. The Politics of Political Correctness*. Hrsg. von Edith Kurzweil und William Philips. Boston 1994 (zitiert aus www.dorislessing.org/unexamined.html; Zugriff 04.04.2019).

7 Barbara Ehrenreich: *The challenge for the Left*. In: *Debating P.C.: The Controversy over Political Correctness on Colleges Campuses*. Hrsg. von Paul Berman. New York 1992, S. 333-338.

und zitiert folgendes Beispiel: „We could stop at McDonald’s down the road if you’re hungry,“ [...] „but it wouldn’t be politically correct.“⁸ *Not politically correct* heißt hier so viel wie ‚nicht so ganz angemessen‘, mit einem Unterton von ‚aber keiner ist perfekt‘. Diese selbstironisierende Verwendung unter den Neuen Linken wird in den 1980er Jahren gelegentlich von den Medien aufgegriffen, zur ironischen Darstellung von Ansichten und Lebensweise in der *New Left*.⁹ Einige Beispiele gibt Nigel Rees, so auch das folgende:

Then there are the ‚Mr Feel Good‘ labels. These assure you a position in the lefty heaven because you have bought ... politically correct coffee beans made by workers in Nicaragua who will never use Hair Salad on contras.¹⁰

PC stellt sich so als ein Ausdruck dar, den die *New Left* geerbt hatte, aber nicht haben und gar nicht besetzen wollte. Er liegt in den 1980er Jahren entsprechend recht herrenlos in der diskursiven Landschaft. In genau diese Lücke springen Ende der 1980er die Neokonservativen in den USA. Sie nehmen den Ausdruck für ihre eigenen Zwecke auf und verwenden ihn, je nachdem, wie es diskursiv passt, als „Schreckgespenst“ oder als „Witzfigur“, um ihre politischen Gegner, im Besonderen die linken Liberalen, zu etikettieren.

Eine zentrale Rolle spielte hier der amerikanische Kunsthistoriker und Kunstkritiker Roger Kimball, einer der präsentesten Neokonservativen in der frühen PC-Debatte. Das Schreckgespenst-Szenario entwirft er ausführlich in seinem Buch *Tenured Radicals* von 1990. Seine These hier ist, dass das amerikanische Universitätssystem gleichsam überrollt werde von einer neuen Generation linksliberaler und radikaler Professoren, deren Bestreben darin bestehe, die amerikanischen Werte über den Haufen zu werfen und den westlichen kulturellen Kanon aufzulösen. Er ist dabei nicht sparsam mit harscher Rhetorik und Polemik, spricht von „barbarous jargon, intellectual posturing, and aggressive politicization that has infected the academic study of the humanities in this country“.¹¹ Ebenso wenig sparsam ist er mit dramatischen Be-

8 Ruth Perry: Historically correct. In: *The Women’s Review of Books* 9(5), 1992, S. 16.

9 Bald findet sich der Ausdruck im Sprachgebrauch jedoch auch ohne jeden ideologischen Nebenklang, wie etwa in folgendem literarischem Beispiel: „I realize it is not politically correct mentioning gravesites in a love story“ (Driskill Horton: *The Kiss: A Romance of Two Children: Strengthened by World War Two*. Bloomington [IN] 2010, S. 142).

10 *The Washington Post*, 27. Dezember 1987, zitiert in Nigel Rees: *The Politically Correct Phrasebook*. London 1993, S. ix.

11 Roger Kimball: *The periphery v. the center: The MLA in Chicago*. In: *Debating P.C. The Controversy over Political Correctness on Colleges Campuses*. Hrsg. von Paul Berman. New York 1992, S. 62.

schreibungen der Gefahr, die von dieser „new academic elite“ ausgeht: „what we are facing is nothing less than the destruction of liberal education and a liberal democratic polity“. ¹² *Political correctness* bringt er dabei ins Spiel als Sammelbegriff für Bestrebungen, diese linksliberalen und radikalen Positionen durchzusetzen. Er sieht hier eine „Orwellian situation“, mit „egregious violations of academic freedom“. ¹³

Andernorts zeichnet Kimball das alternative Witzfigur-Szenario, ohne sich daran zu stören, dass es mit seinem eben beschriebenen dramatischen Schreckensbild schwerlich in Einklang zu bringen ist. ¹⁴ Hier eine Passage, die er seit Anfang der 1990er mit leicht abgewandeltem Wortlaut gern in Schriften, Vorträgen und Interviews wiederholt:

„Politically correct“ described the self-righteous, non-smoking, ecologically sensitive, vegetarian, feminist, non-racist, multicultural, Birkenstock-wearing, anti-capitalist beneficiaries of capitalism – faculty as well as students – who paraded their outworn 1960s radicalism in the classroom and in their social life. Mostly, it was a joke. Who could take these people seriously? It was also overwhelmingly an academic phenomenon, a species of rhetoric and behavior that flourished chiefly in and around the protected redoubts of the university. ¹⁵

Die hier eingeschlagene diskursive Strategie ist offenkundig: Was als Bedrohung empfunden wird, wird rhetorisch in etwas Lächerliches gewendet, kariert, pauschalisiert und als Nischenphänomen deklariert. ¹⁶ Das Schreckgespenst wird diskursiv zur Witzfigur erklärt, um ihm so den Charakter des Bedrohlichen zu nehmen.

Kimballs Kommentar zur Begriffsgeschichte von PC fällt folgendermaßen aus:

12 Ebd., S. 65.

13 Ebd., S. 64.

14 Der sprunghafte Wechsel zwischen alternativen, oft inkompatiblen Arten des „framing“ gehört mittlerweile zum festen Inventar diskursiver Strategien gerade der neokonservativen Populisten in den USA, gepaart mit abwertender Beleidigungsrhetorik, wie sie Kimball ebenfalls praktiziert. Der derzeitige US-Präsident D. Trump liefert dafür Beispiele in schneller Folge. Es dürfte nicht überraschen, dass Roger Kimball ein erklärter Unterstützer Trumps ist.

15 Roger Kimball: *Political Correctness, or, the Perils of Benevolence*. In: *National Interest* 74, 2003, S. 159.

16 In den 1990ern und gar noch den 2000ern z.B. Feminismus und die anti-rassistische Bürgerrechtsbewegung in diesem Zuge retrospektiv als „joke“ und Nischenphänomen zu deklarieren, ist selbst für Neokonservative eine sehr weit am rechten Rand stehende Position.

We are told that really, at bottom, there is no such thing as political correctness: it is all an invention of, well, people like me: right-wing fanatics bent on turning back the clock of progress.¹⁷

Auch dies gehört wohl in den Bereich der Polemik und ist kaum anders zu nennen als selbstgefällige Koketterie. Kimball dürfte sehr genau wissen, dass der Ausdruck *political correctness* eben von Neo-Konservativen wie ihm in der Tat erst in den breiteren Diskurs eingespielt wurde, in der umrissenen diffusen und negativ belegten Verwendung, die Autoren wie Kimball lancierten. Die Frequenzgeschichte des Ausdrucks lässt sich dahingehend recht gut nachzeichnen. Einen ersten Eindruck liefert das folgende *google ngram* für *politically correct* und die nominale Form *political correctness* in amerikanischen Quellen im *google* Korpus.¹⁸ Der Befund hier: der Ausdruck spielt *de facto* keine Rolle in den 1930er bis Ende 1970er Jahren, findet sich in den 1980er Jahren zunächst leicht vermehrt und erfährt dann einen sprunghaften Anstieg Ende der 1980er und Anfang der 1990er. Ende der 1990er ebbt die Verwendung wieder leicht ab.

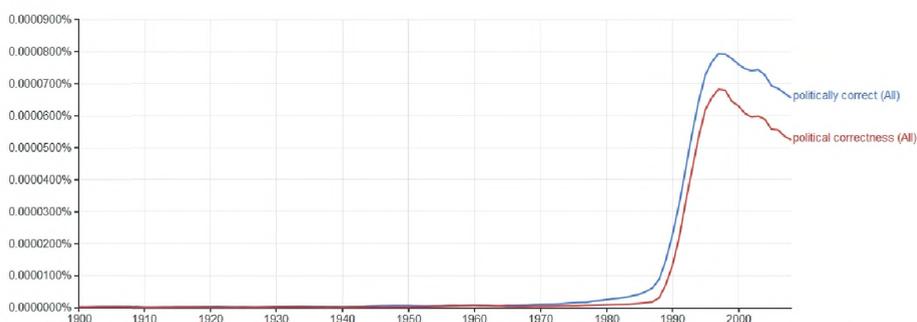


Abb. 1: *google ngram* für *politically correct* und *political correctness*. Amerikanische Quellen. (Smoothing: 3).

Dieses Bild bestätigt sich durch detailliertere und verlässlichere Daten zu Vorkommen des Ausdrucks in den Medien. Eine dahingehende Studie von John Wilson z.B. gibt folgende Zahlen zur Frequenzentwicklung:

17 Ebd., S. 159.

18 Die *google-ngram*-Funktion (<https://books.google.com/ngrams>) erbringt bestenfalls Rohdaten. Die Verlässlichkeit des Basiskorpus ist sehr begrenzt, ebenso die des verwendeten Algorithmus.

1985	1986	1987	1988	1989	1990	1991	1992	1993	1994
0	7	7	7	15	65	1570	2835	4914	6985

Abb. 2: Anzahl der Vorkommen von *political correctness* in amerikanischen Medien (Daten nach Wilson, basierend auf einer Analyse der NEXIS-Datenbank).¹⁹

Meine eigene Suche in der derzeit verfügbaren NEXIS-Datenbank²⁰ erbrachte davon leicht abweichende Vorkommenszahlen,²¹ ergibt jedoch das gleiche Gesamtbild.

Wichtiger noch als das reine Frequenzprofil ist jedoch die Frage, in welchem Kontext die einzelnen Verwendungen stehen und mit welcher Bewertung von PC sie jeweils verbunden sind. Hierzu die Befunde aus meiner NEXIS-Recherche, exemplarisch für die Jahre 1980, 1985, 1989 und 1990.

Für 1980 finden sich 2 Vorkommen, beide beziehen sich auf den chinesischen Kontext (Maoismus), in der Bedeutung ‚linientreu i.S. der KP‘ und mit negativer Bewertung. Aus dem Jahr 1985 kommen 3 Erwähnungen. Eine hat den gleichen, eben genannten Bezug auf China. Kontext der zweiten ist eine kanadische Filmproduktion, in der Bedeutung ‚zensiert nach den Kriterien *feminist, gay, labor, environmental*‘, mit negativer Bewertung. Die dritte bezieht sich auf eine Photoausstellung, mit der Bedeutung ‚zeitgeistgemäß‘, ebenfalls negativ bewertet. 1989 erbringt 10 Treffer. 7 davon beziehen sich auf Kunst/Kunstkritik (Literatur, Filme). Ein Treffer steht im Universitätskontext (Redefreiheit, ‚*peech codes*‘). Ein weiterer bezieht sich auf feministische Positionen. Einen Bezug auf China (linientreu i.S. der KP) hat nur ein Vorkommen. Alle Vorkommen bewerten PC negativ.

Das Bild diversifiziert sich erheblich in den Daten für das Jahr 1990 (45 Treffer). Kunst/Kunstkritik (Literatur, Film, Musik) bleibt die wichtigste Bezugsdomäne, mit 18 der Vorkommen, gefolgt vom Universitätskontext (Meinungsfreiheit, Kanon) mit 11 Treffern. China (linientreu i.S. der KP) ist Gegenstand von 2 Vorkommen und bleibt damit über die Jahre konstant. Nur ein Vorkommen bezieht PC auf konservative Positionen. Die früher im Abschnitt erwähnte ironisierende Verwendung für links-liberalen Lebensstil findet sich in 3 Fällen. Die anderen Erwähnungen haben recht unterschiedliche, z.T. unspezifische Bezüge. Das Bedeutungsspektrum reicht von ‚linientreu/konform‘, ‚dem liberalen Zeitgeist gemäß‘, ‚liberalen/linken *-ismen* ge-

19 John Wilson: *The Myth of Political Correctness: The Conservative Attack on High Education*. Durham (North Carolina) 1995, S. 8.

20 NEXIS. LexisNexis Group (Reed Elsevier) (www.lexisnexis.com; Zugriff 04.05.2019).

21 Mein Suchbegriff war *political correctness*, eingeschränkt auf die Kategorien Zeitungen/Zeitschriften und Magazine, ab 1980. Die Vorkommenszahlen liegen etwas niedriger als in Wilsons Angaben, dafür finden sich aber einige Treffer bereits in den frühen 1980ern. Dubletten sind herausgerechnet, ebenso Wiederholungen in Kopfzeilen.

mäß', ‚nicht traditionell‘ bis ‚repressiv‘. In einigen Fällen ist ein wirklicher Bedeutungskern schwer auszumachen. PC wird nahezu durchgehend ausdrücklich abgelehnt. Die wenigen Belege, die keine explizite negative Bewertung enthalten, können bestenfalls als ‚neutral‘ bezeichnet werden. Positive Bewertungen fehlen. Explizit negativ bewertet sind in den weitaus meisten Vorkommen auch die hinter dem Ausdruck stehenden liberalen/linken Positionen. Nur wenige Erwähnungen sind aus einer erkennbar liberal-linken Perspektive geschrieben, solche Positionen gegen den PC-Vorwurf explizit verteidigend und von ihm abgrenzend.

In der Summe zeigt sich deutlich, dass der diskursive Aufschwung des Ausdrucks PC in der Tat von konservativer Rhetorik lanciert und getragen wurde. Die dabei verwendete Pauschalisierungsstrategie, die an Hand des Kimball-Zitates oben illustriert wurde, entleert den Ausdruck *political correctness* in kurzer Zeit und lässt ihn ohne ein spezifisches Bedeutungsprofil zurück. Frühere Verwendungen haben keine nennenswerte diskursive Präsenz mehr.

2.2. Erkenntnistheoretische Perspektive:

Geisteraustreibung ...

Während die relevante Geschichte des Ausdrucks selbst kaum weiter zurückreicht als bis in die 1930er Jahre, verweist der mit ihm verknüpfte Begriff des korrekten Sprechens auf eine der Urfragen der Philosophie überhaupt, die nach dem Verhältnis von Sprache, Denken und Wirklichkeit. Gegenstand des Abschnitts ist nicht dieses Urproblem selbst, sondern vielmehr die Frage, welcher Anspruch an Korrektheit von Sprache sich ableitet, je nachdem, wie diese Grundsatzfrage beantwortet wird.

Geht man davon aus, dass ein Erkennen der Wirklichkeit nur über die Sprache vermittelt erfolgt, über eine „sprachliche Zwischenwelt“, wie es Leo Weisgerber,²² Humboldts Begriff aufgreifend, formuliert, dann wird „korrekte“ Sprache zu einer Grundvoraussetzung für „korrektes“ Denken. Ist man hingegen der Ansicht, dass Erkennen der Wirklichkeit direkt, ohne eine dazwischentretende Sprache, erfolgt, wird die sprachliche Einkleidung von Ideen nicht zu einem grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Problem. „Korrekte“ Sprache ist dann vielmehr ein Desiderat bei der angemessenen Übermittlung von Ideen an andere, angesiedelt im Bereich der Kommunikation.

22 Leo Weisgerber: Die deutsche Sprache im Aufbau des deutschen Volkslebens. In: Von deutscher Art in Sprache und Dichtung. Hrsg. von Gerhard Fricke, Franz Koch und Klemens Lugowski. Stuttgart und Berlin 1941, S. 4.

Die zweite genannte Grundkonstellation, die eines „sprachlosen Erkennens“,²³ ist fraglos diejenige, die das westliche Denken seit der klassischen griechischen Antike dominiert hat, zumindest bis ins 17. Jahrhundert. „Sprachloses Erkennen“ wird von Platon in einem der sprachphilosophischen Urtexte der westlichen Philosophie, dem *Kratylos*, noch, wie es Jürgen Trabant treffend bezeichnet, als „Sehnsucht“, als „Traum“ formuliert.²⁴ Nachdem er Sokrates die Auffassung des Kratylos, dass es eine natürliche Beziehung zwischen Wort und Ding gäbe, auf die übliche Weise zerpfücken lässt, nimmt der Dialog folgenden Verlauf:

SOKRATES: Wenn man also zwar auch wirklich die Dinge durch die Namen kann kennen lernen, man kann es aber auch durch sie selbst, welches wäre wohl dann die schönere und sicherere Art zur Erkenntnis zu gelangen? Aus dem Bilde erst dieses selbst kennen zu lernen, ob es gut gearbeitet ist, und dann auch das Wesen selbst, dessen Bild es war, oder aus dem Wesen erst dieses selbst, und dann auch sein Bild, ob es ihm angemessen gearbeitet ist?

Kratylos bleibt gar nichts anderes übrig, als zu antworten:

KRATYLOS: Notwendig ja, dünkt mich, die aus dem Wesen.²⁵

Bei Aristoteles dann ist „sprachloses Erkennen“ nicht mehr nur eine Sehnsucht, sondern wird schlicht vorausgesetzt:²⁶

Die gesprochenen Worte sind die Zeichen von Vorstellungen in der Seele und die geschriebenen Worte sind die Zeichen von gesprochenen Worten. So wie nun die Schriftzeichen nicht bei allen Menschen die nämlichen sind, so sind auch die Worte nicht bei allen Menschen die nämlichen; aber die Vorstellungen in der Rede, deren unmittelbare Zeichen die Worte sind, sind bei allen Menschen dieselben und ebenso sind die Gegenstände überall dieselben, von welchen diese Vorstellungen die Abbilder sind.²⁷

Die Sprache brauchen wir zum Kommunizieren mit Anderen, zum Denken brauchen wir sie, in dieser Auffassung, nicht. Entsprechend ist Sprache für Aristoteles nicht wirklich von erkenntnistheoretischem Interesse, vielmehr

23 Jürgen Trabant: *Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens*. München 2003, S. 25.

24 Ebd., S. 28.

25 Platon: *Kratylos*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 3. Hrsg. von Ursula Wolf, übers. von Friedrich Schleiermacher. 37. Aufl., Hamburg 2013, 439a/b.

26 Vgl. Trabant, *Mithridates im Paradies*, S. 29ff.

27 Aristoteles: *Hermeneutica oder Lehre vom Urtheil*, übers. und erläutert von Julius H. von Kirchmann. Leipzig 1876, 1. Kap.

behandelt er sie in der Rhetorik, als eine Frage des angemessenen Kommunizierens von Ideen. Die kommunikationsorientierte Perspektive auf Korrektheit von Sprache wird in Abschnitt 2.3. näher betrachtet.

„Sprachloses Erkennen“ blieb die dominierende Auffassung bis ins 17. Jahrhundert. Zweifel daran werden dann vor allem in England laut: Drängelt sich die Sprache doch dazwischen? Und der entscheidende Zweifler war hier sicher Francis Bacon. Die zentralen Passagen dazu finden sich in seiner Idolenlehre, wo er die vier Götzen oder Geister identifiziert, die es auszutreiben gilt, wenn man richtig denken und erkennen will. Mit den ersten drei Götzenfamilien (die des „Stammes“, der „Höhle“ und des „Theaters“)²⁸ lässt es sich noch ganz gut umgehen. Aber die schlimmsten und am schwersten auszutreibenden sind die des Marktplatzes, im Besonderen die böse, böse Sprache:

Die Götzenbilder des *Marktes* sind die lästigsten von allen; sie haben durch ein Bündniss der Worte und Namen den Geist für sich eingenommen. Die Menschen glauben, dass ihr Geist dem Worte gebiete; aber oft kehren die Worte ihre Kraft gegen den Geist um [...]. Die Worte werden meist nach der Auffassung der Menge den Dingen beigelegt, und diese trennt sie nach den Richtungen, welche dem gewöhnlichen Sinne am auffallendsten sind. Wenn dann ein schärferer Geist und eine genauere Beobachtung diese Bestimmungen ändern und mit der Natur mehr in Uebereinstimmung bringen will, so widerstehen die Worte, und deshalb endigen die grossen und feierlichen Disputationen der Gelehrten oft im Streit über Worte und Namen, während es nach dem verständigen Vorgange der Mathematiker rathsamer gewesen wäre, mit den Namen anzufangen und sie durch Definitionen ins Reine zu bringen.²⁹

Dann beginnt das, was Jürgen Trabant sehr treffend den „philosophischen Waschsalon“ genannt hat:³⁰ Die Sprache soll „gereinigt“ werden. Ziel ist eine

28 Die ersten Götzen sind die des Stammes, Beschränkungen, denen der Mensch von Natur aus unterliegt und die uns ein, wie Bacon sagt, nur „verzerrtes“ Bild der Wirklichkeit einhandeln. Die zweite Götzenfamilie ist die der Höhle; diese Götzen erwerben wir individuell, je nach Sozialisation, und sie, so Bacon, „korrumpieren die Natur“. Drittens sind da die Götzen des Theaters; bei Bacon meint dies akzeptierte Dogmen und Schulen, z.B. in der Religion und der Wissenschaft, also das, was Ludwik Fleck „Denkkollektive“ nennen wird und Thomas Kuhn „Paradigmen“ (Ludwik Fleck: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv [1935]. Hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt/M. 1980; Thomas S. Kuhn: The Structure of Scientific Revolutions. Chicago 1962).

29 Francis Bacon: Neues Organon [1620], übers. von Julius H. von Kirchmann. Leipzig 1870, § 59.

30 Trabant, Mithridates im Paradies, S. 127.

exakte, verlässliche Wissenschaftssprache, die dem Geiste und den Anforderungen der „neuen Wissenschaft“ genügt, frei von den trügerischen Ungenauigkeiten der Alltagssprache. Die Folie für eine solche neue Wissenschaftssprache ist, in der Formulierung Bacons im obigen Zitat, der „verständige Vorgang der Mathematiker“. Dies ist zunächst ein sehr englisches Phänomen,³¹ und den Rahmen bilden hier die Prinzipien der 1660 gegründeten *Royal Society*.³² Thomas Sprat formuliert in seiner *History of the Royal Society* (1667) den Anspruch folgendermaßen, ganz im Baconschen Sinne:

They have exacted from all their members a close, naked, natural way of speaking; positive expressions; clear senses; a native easiness; bringing all things as near the Mathematical plainness, as they can.³³

Die „Reinigung“ erfolgt mit wechselnder Metaphorik. Bei Bacon ist sie, wie gesehen, eine Geisteraustreibung, in einer religiösen Metapher. Locke handelt sie ab in einer Krankheits- und Heilungsmetaphorik. Die Linie setzt sich fort bis zum Konzept einer von der Alltagssprache gänzlich geschiedenen, philosophisch-wissenschaftlichen *Idealsprache*, wie sie etwa Gottlob Frege im ausgehenden 19. Jahrhundert entwickelt, mit dem expliziten Ziel:

[...] die Herrschaft des Wortes über den menschlichen Geist zu brechen, indem sie die Täuschungen aufdeckt, die durch den Sprachgebrauch über die Beziehungen der Begriffe oft fast unvermeidlich entstehen, indem sie den Gedanken von demjenigen befreit, womit ihn allein die Beschaffenheit des sprachlichen Ausdrucksmittels behaftet [...].³⁴

Was die Einen als korrekturbedürftige, zu überwindende Unzulänglichkeit der Alltagssprache(n) sehen, macht für Andere, positiv gefasst, gerade den besonderen Charakter, das *génie* einer Sprache aus. Hier *täuscht* die Sprache nicht das

31 Während auf der Insel viel lamentiert wird über die böse, böse Sprache und viel geputzt, finden auf dem Kontinent nicht Wenige die Grundkonstellation mit einer dazwischentretenden Sprache ausgesprochen attraktiv und produktiv, so z.B. Vico, Condillac, später dann Herder und Humboldt. Eine sehr lesenswerte Darstellung dieser Traditionslinie gibt Trabant, Mithridates im Paradies.

32 Für eine detaillierte Darstellung dieser Prinzipien, siehe Werner Hüllen: „Their Manner of Discourse“. Nachdenken über Sprache im Umkreis der Royal Society. Tübingen 1989.

33 Thomas Sprat: The History of the Royal-Society of London, For the Improving of natural Knowledge, Printed by T.R. for J. Martyn at the Bell without Temple-bar, and J. Allestry at the Rose and Crown in Duck-lane, printers to the Royal Society. London 1667, S. 113.

34 Gottlob Frege: Begriffsschrift. Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens. Halle (Saale) 1879, S. XIIIf.

Denken, vielmehr *verrät und verkörpert sie die Denkweise* eines Volkes. Der *génies-des-langues*-Diskurs erlangte hohe Präsenz im 18. Jahrhundert, im Besonderen über die breite Rezeption von Condillacs *Essai sur l'origine des connaissances humaines* (1746). Die wohl deutlichsten Formulierungen der zugrunde liegenden Sicht auf das Verhältnis von Sprache und Denken kommen von Herder und Humboldt:

Der schönste Versuch über die Geschichte und mannigfaltige Charakteristik des menschlichen Verstandes und Herzens wäre also eine philosophische Vergleichung der Sprachen; denn in jede derselben ist der Verstand eines Volkes und sein Charakter eingeprägt.³⁵

Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genug denken.³⁶

In der Linguistik wird auf diese Auffassung, ideengeschichtlich etwas kurz greifend, meist mit dem Begriff *Sapir-Whorf-Er*pothese Bezug genommen, mit Verweis auf die sogenannte sprachliche Relativitätstheorie.

Neo-Whorfische Positionen spielen nun eine durchaus nicht marginale Rolle in der Korrektheitsdebatte. Gerade in den Frühphasen der jeweiligen Strömungen, wenn gleichsam alle verfügbaren Geschütze gesucht und in Stellung gebracht werden, sind sie häufiger Bezugspunkt für Verfechter von Sprachkorrekturen, z.T. auf dem Boden einer deterministischen Auffassung.³⁷ Dies verbindet sich oft mit einem therapeutischen Anspruch: Wenn wir die Sprache besser und richtiger machen, machen wir das Denken besser und richtiger. Neo-Whorfianismus, so mein Eindruck, ebbt nachfolgend gewöhnlich ab, weil die Einsicht Raum greift, dass man damit auf etwas dünnem Eise

35 Johann G. Herder: Auszüge aus: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit [1784–1791]. In: Diskurs: Sprache. Hrsg. von Willi Oelmüller, Ruth Dölle-Oelmüller und Volker Steenblock. Paderborn 1991, S. 185.

36 Wilhelm v. Humboldt: Schriften zur Sprache [1830–35]. Hrsg. von Michael Böhler. Stuttgart 1992, S. 33.

37 Meine eigene Sichtweise ist stark von der Humboldtschen Auffassung beeinflusst, ebenso von der anthropologisch geprägten Boas-Sapir-Whorf-Tradition. Beide Linien aufgreifend und mit kognitiv-linguistischen Modellierungen verbindend, hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten die sogenannte Cultural Linguistics zu einem sehr robusten und fruchtbringenden Forschungsprojekt entwickelt, in dem auch meine eigenen Arbeiten zu Varietäten des Englischen angesiedelt sind, mit zentralen analytischen Konzepten wie ‚Kulturelle Konzeptualisierungen‘ und ‚Kulturelle Modelle‘ (für einen Überblick, siehe The Routledge Handbook of Language and Culture. Hrsg. von Farzad Sharifian. London 2015). Sprachdeterministische Argumentationen sind einem solchen dynamischen Modell fremd.

unterwegs ist und dass es oft kontraproduktive Wirkungen hat. Neo-Whorfsche Argumentationen bleiben dann meist beschränkt auf eine kleine Gruppe in der jeweiligen Strömung, die allerdings oft recht präsent ist. Dazu einige Beispiele aus verschiedenen Strömungen, im Besonderen der Sprachkritik aus der feministischen Linguistik, der Tierrechtsbewegung und der Ökolinquistik.

Das erste Zitat kommt aus Dale Spenders *Man Made Language*, einem Klassiker der frühen feministischen Linguistik. Dort heißt es gleich zu Beginn:

Language is our means of classifying and ordering the world: our means of manipulating reality. In its structure and in its use we bring our world into realisation, and if it is inherently inaccurate, then we are misled. If the rules which underlie our language system, our symbolic order, are invalid, then we are daily deceived.³⁸

Ein Standardbeispiel feministischer Sprachkritik ist die Ablehnung des sogenannten „generischen“ Gebrauchs maskuliner Formen, der eben als faktisch falsch und irreführend gewertet und als sexistisch zurückgewiesen wird. Auf die hier sprachkorrigierend vorgeschlagenen Alternativen wird etwas detaillierter in Abschnitt 3. eingegangen.

Sprachkorrektur ist auch ein erklärter Bestandteil der Tierrechtsbewegung. Eine recht distinkt neo-Whorfsche Argumentationslinie verfolgt hier Joan Dunayer, eine in dieser Bewegung selbst nicht unumstrittene Aktivistin:

Language can perpetuate or combat speciesism. [...] To achieve justice for all beings, we must overcome speciesism's linguistic ploys. We think in words and act them out.³⁹

Nonhuman emancipation urgently requires new language. At long last, we must speak truthfully of our non-human kin.⁴⁰

Das zweite Zitat verweist bereits auf ein Standardbeispiel: das Wort *animal* selbst. Autoren wie Dunayer argumentieren hier, dass es eine faktisch falsche Trennung zwischen Mensch und Tier vornehme – denn schließlich sind Menschen biologisch gesehen ebenfalls Tiere – und so gattungschauvinistischem Denken Vorschub leiste. Statt Gemeinsamkeiten in den Vordergrund zu stellen, werde eine hierarchisierende prinzipielle Abgrenzung eingeführt (WIR vs. DIE ANDEREN). Entsprechend wird in der Bewegung von *non-human animals*

38 Dale Spender: *Man Made Language*. London und New York 1980, S. 2.

39 Joan Dunayer: *Animal Equality: Language and Liberation*. Derwood (MD) 2001, S. xviiif.

40 Joan Dunayer: *From vivisection to animal rights*. In: *Organization & Environment* 13(4) 2000, S. 431.

(nicht-menschlichen Tieren) gesprochen, so die Sprachregelung. Weitere vorgeschlagene Alternativen sind *other animals*, *fellow animals*, *non-human persons*. Lisa Kemmerer bringt die Neuschöpfung *anymal* ins Spiel, die sie explizit als „biologically and socially correct“ einführt.⁴¹ Dunayers *Animal Equality* enthält eine ausführliche Liste mit Beispielen nicht-speziesistischer Sprache.

Die Tierrechtsbewegung überlappt sich in ihren Anliegen teilweise mit der breiteren ökologischen Bewegung, im Rahmen derer sich mit der Ökologisierung eine sehr substantielle sprachwissenschaftliche Strömung herausgebildet hat. Auch hier findet sich bei einigen zentralen Vertretern gerade der frühen Phase die Argumentationslinie, dass „falsche Sprache“ zu „falschem Handeln“ führe. Ökologisch „falsches“ Handeln wird dann der Sprache angelastet. Dazu zwei dahingehend repräsentative Beispiele:

[...] language plays a key role in ‚misreading the environment‘. An inappropriate linguistic construct of nature will lead to inappropriate actions, like deforestation.⁴²

The Whorfian notion that lexicon and grammar of individual languages are the root causes of our environmental crisis is a recurrent theme [...]. It has promoted the search for ecologically more adequate ways of speaking in non-Western cultures and has suggested ways in which an ecologically correct biocentric language can be developed.⁴³

Standardbeispiele für ein „inappropriate linguistic construct of nature“ sind Ausdrücke wie *forest management* und *game management*, die verhüllen, dass sich dahinter die Tötung von Bäumen bzw. Wildtieren verbirgt, und die die natürliche Umwelt allein aus der Perspektive menschlicher Nutzung sehen.

Der besondere Vorwurf von ökologischer Kritik gilt häufig den westlichen Sprachen, vor allem dem Englischen, in dessen Verbreitung als Global-sprache eine allgemeine ökologische Gefahr gesehen wird. Wortführend sind hier Autoren wie Peter Mühlhäusler. Hintergrund dieser Bewertung des Englischen ist seine Ansicht, dass Sprachen einen langen Zeitraum benötigen, bis sie, in seiner Redeweise, an einen ökologischen Raum „angepasst“ seien. Das Englische habe diesen Anpassungsprozess in den relevanten Kontexten (noch) nicht durchlaufen, mit verheerenden Folgen für die lokalen Ökosysteme:

41 Lisa A. Kemmerer: Verbal Activism: „Anymal“. In: *Society & Animals* 14(1), 2006, S. 11.

42 Jeffrey Wollock: Linguistic diversity and biodiversity: Some implications for the language sciences. In: *On Biocultural Diversity. Linking Language, Knowledge, and the Environment*. Hrsg. von Luisa Maffi. Washington und London 2001, S. 255.

43 Peter Mühlhäusler/Adrian Peace: Environmental discourses. In: *Annual Review of Anthropology* 35, 2006, S. 468f.

The fact that an increasing number of well-adapted small local languages are being replaced by English is in all likelihood one of the reasons for global environmental deterioration.⁴⁴

Standardbeispiele folgen der Logik eines Bonmots von Leo Weisgerber: „ob in einem Land Unkraut wächst, hängt von der Sprache seiner Bewohner ab“.

Dahinter steht in dieser Strömung der Ökolinquistik die Vorstellung, dass die Sprache Element und Akteur in einer allesumfassenden Ökologie sei, parallel zu anderen Elementen und Akteuren, also z.B. den biologischen Arten in einem Ökosystem. Angenommen werden entsprechend Wechselwirkungen und Kausalitäten zwischen Sprache und biologischer Umwelt. In dieser Logik wird dem Englischen als Globalsprache der Stempel einer *alien species*, einer *killer language* aufgedrückt, die weltweit in bestehende Ökosysteme eindringt und diese gefährdet.⁴⁵

Gemeinsamer Nenner der in diesem Abschnitt betrachteten Ansätze war es, dass sie eine starke Bindung von Denkstrukturen an sprachliche Strukturen annehmen, bisweilen bis hin zu einem Determinismus, und vor diesem Hintergrund Korrekturbedarf bei der sprachlichen Repräsentation der Wirklichkeit sehen. Richtige Sprache ist ihnen Voraussetzung richtigen Denkens. Sie haben sich für ihre Korrekturbestrebungen jeweils bestimmte Gegenstandsbereiche abgesteckt, sei das Ziel nun eine wissenschaftlich exakte, eine nicht-sexistische oder eine ökologisch korrekte Sprache.

Die im nachfolgenden Abschnitt behandelten Ansätze siedeln Korrekturbedarf hingegen im Bereich der Kommunikation an. Ziel der Korrekturbemühungen ist der angemessene kommunikative Umgang in der Gesellschaft, das primäre Feld ist der öffentliche Raum.

2.3. Kommunikationsbezogene Perspektive:

Ich wil nicht, dass Du so mit mir sprichst ...

Das den hier zu betrachtenden Ansätzen geltende Ideal lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Rationale, empathische Kommunikation zwischen und über diverse Gruppen in einer diversen Gesellschaft. Ziel ist ein Sprachgebrauch, durchzusetzen vor allem im öffentlichen Raum, der nicht abwer-

44 Peter Mühlhäusler: English as an exotic language. In: The Politics of English as a World Language. New Horizons in Postcolonial Cultural Studies. Hrsg. von Christian Mair. Amsterdam und New York 2003, S. 78.

45 Eine kritische Diskussion dieser Ansätze geben Frank Polzenhagen/René Dirven: Rationalist and romantic models in globalisation. In: Cognitive Sociolinguistics: Language Variation, Cultural Models, Social Systems. Hrsg. von Gitte Kristiansen und René Dirven. Berlin und New York 2008.

tend und nicht diskriminierend oder benachteiligend ist (*fairness, pari'y*), sowie allgemein sensibel gegenüber dem Kommunikationspartner (*civili'y*).

Deborah Cameron bringt den zu Grunde liegenden Anspruch folgendermaßen auf den Punkt, bezogen auf nicht-sexistische Sprache:

From a ‚civility‘ perspective the point of using non-sexist language is not to challenge androcentric linguistic representations of the world at large, but merely to avoid offending/alienating women in the immediate context.⁴⁶

Ein Standardbeispiel von Sprachregelungen auf dieser Grundlage ist die Benennung von Gruppen, mit der Präferenz für die Übernahme der jeweiligen Eigenbenennung bzw. für paritätische Bezeichnungen (etwa *African-American* parallel zu *Native American* und *Asian American*).

Manifesten Niederschlag hat dies in den sogenannten *speech codes* an Universitäten und Institutionen, vor allem in den USA, gefunden. Hier ein Auszug aus dem *speech code* der University of Texas. Aufgeführt werden zunächst die verschiedenen Spielarten und Angriffspunkte verbaler Belästigungen und Übergriffe, also:

Verbal harassment may consist of threats, insults, epithets, ridicule, personal attacks, or the categories of harassing sexual speech set forth in Policies 3-3031 and 9-1810 of the Handbook of Operating Procedures. Verbal harassment is often based on the victim’s appearance, personal characteristics, or group membership, including but not limited to race, color, religion, national origin, gender, age, disability, citizenship, veteran status, sexual orientation, gender identity or gender expression, ideology, political views, or political affiliation.⁴⁷

Und weiter heißt es:

An essential part of higher education is to learn to separate substantive argument from personal offense, and to express even the deepest disagreements within standards of civility that reflect mutual respect, understanding, and sensitivity among the diverse population within the University and in the larger society. These are community norms, even though they cannot be enforced by disciplinary rules.⁴⁸

46 Deborah Cameron: *Verbal Hygiene*. London 1995, S. 134.

47 University of Texas: *Institutional Rules*, Ch. 13. Sec. 13–204.b3.
[<https://catalog.utexas.edu/general-information/appendices/appendix-c/speech-expression-and-assembly/> Zugriff 03.08.2019]

48 Ebd., Ch. 13. Sec. 13–204.d.

Solche Regelungen muten alles andere als revolutionär und radikal an, haben jedoch in den USA eine starke Kontroverse ausgelöst und wurden und werden bekämpft als Angriff auf Rede- und Meinungsfreiheit.⁴⁹

Eingangs im Abschnitt wurde folgende Charakterisierung des diesen Bestrebungen zugrunde liegenden Leitbildes vorgeschlagen: rationale, empathische Kommunikation zwischen und über diverse Gruppen in einer diversen Gesellschaft. Stimmt man dieser Charakterisierung zu, stellt sich die Frage, warum eine solche Vorstellung „idealer“ Kommunikation gerade in den 1970er und 1980er Jahren so stark hervortritt. Hier sehe ich, wieder aus der Perspektive des Linguisten, eine starke Parallele oder Beeinflussung durch die Kommunikationsmodelle, die in dieser Zeit Raum greifen. Anders ausgedrückt: dieses Ideal spiegelt auch den akademischen Zeitgeist.

Die früheren Kommunikationsmodelle waren im Kern Sender-Empfänger-Modelle, prototypisch Shannons an Radiübertragung abgenommene „mathematische“ Modell des Kommunikationsprozesses Ende der 1940er Jahre, ebenso Jakobsons einflussreiches, auf Bühlers Organon-Modell des Zeichens aufbauendes Kommunikationsmodell. Das gemeinsame Strickmuster dieser Modelle besteht darin, dass der Sprecher seine Idee in Wörter *packet*, diese zum Empfänger *schickt*, der die Idee dann wieder *entnimmt*. Michael Reddy hat dies sehr zutreffend als conduit metaphor bezeichnet.⁵⁰

Die Kommunikationsmodelle, die in den 1960er bis 1980er Jahren entwickelt werden und Raum greifen, haben einen deutlich anderen Zugang. Sprache ist Handeln mit entsprechenden Handlungsententionen (Searle), und zwar rationales Handeln, im Sinne von Kooperation und geregelt in einem VERTRAG (Grice). Grice fasst dies bezeichnenderweise in Imperativen: „be relevant“ „be clear“, usw. Rationales Handeln und Imperative regieren auch die auf Grice aufbauenden Modelle. Dazu zählen im Besonderen die Theorien sprachlicher Höflichkeit, die in den 1970er und 1980er Jahren entwickelt und sehr breit rezipiert wurden. Sehr einflussreich waren hier vor allem das mit dem *face*-Konzept operierende Modell von Penelope Brown und Stephen Le-

49 In einer ganzen Kette von Gerichtsverfahren wurden derartige *speech codes* als rechtswidrig befunden. Zu ihrer geringen Akzeptanz trägt sicherlich bei, dass die ursprünglich gegen Fälle von *hate speech* gerichteten Regelungen meist Raum lassen für Beschwerden gegen sogenannte *Mikroaggressionen*. Dieses Konzept ist denkbar breit gefasst und schließt letztlich alle wie auch immer gearteten Verletzungen bestehender, wie auch immer gearteter Sensibilitäten ein, selbst wenn diese Verletzung unabsichtlich erfolgt. Bei einer solchen Ausweitung wird die Grundidee einer rechtlichen Regelung auf den Kopf gestellt: statt Sicherheit zu geben, wird Unsicherheit im Umgang geschaffen.

50 Michael J. Reddy: The conduit metaphor: A case of frame conflict in our language about language. In: *Metaphor and Thought*. Hrsg. von Andrew Ortony. Cambridge 1979.

vinson,⁵¹ und die sogenannten Höflichkeitsmaximen, wie bei Robin Lakoff.⁵² Diese Modelle sehen Kommunikation als eine Kette rationaler Entscheidungen, getrieben eben von vertraglichen Imperativen in Gricescher Manier, bei Lakoff etwa die drei Maximen (i) *Don't impose*, (ii) *Give options*, und (iii) *Make your receiver feel good*. Deren Formulierung, ebenso wie das Konzept der Gesichtswahrung, verweisen bereits auf das zweite zentrale Element „idealer“ Kommunikation in diesen Modellen: Gelungenes Kommunizieren ist für sie *harmonisch*.

Das gilt in besonderem Maße auch für ein weiteres Kommunikationsmodell, das in dieser Zeit auf den Plan tritt: das von Marshall Rosenberg begründete Konzept der „gewaltfreien Kommunikation“.⁵³ Ursprünglich entwickelt in den 1960er Jahren als eine Technik der Konfliktlösung, wird es von Rosenberg ausgeweitet zu einem allgemeinen Modell wünschenswerter Interaktion, mit breiter Rezeption und Resonanz in den 1980er Jahren. Dieses Konzept geht einher mit sehr einschneidenden Sprachregelungen, geht es doch bei Rosenberg um nicht weniger als das Erlernen und Praktizieren einer „neuen“ Sprachverwendung und Kommunikationsweise, die er Giraffensprache (*giraffe language*) nennt und von der zu überwindenden Wolfsprache (im englischen Original *jackal language* ‚Schakalsprache‘) abgrenzt. Das Modell teilt viele der Ideale und Imperative der früher im Abschnitt betrachteten Ansätze und führt sie gleichsam ins Extrem: konsequente Wahrung der Bedürfnisse und Sensibilitäten der Kommunikationspartner, unbedingte Betonung von Empathie, vollständige Ablehnung be- und abwertender Äußerungen, Zurückweisung von Machtstrukturen in der Kommunikation, etc.

Die eingangs im Abschnitt umrissenen Strömungen der Sprachregelung in den Kontext dieser Kommunikationsmodelle zu stellen, erhält zusätzliche Berechtigung durch den Befund, dass sich maßgebliche Autoren überschneiden: Robin Lakoff etwa zählt zu den zentralen Vertretern der frühen feministischen Linguistik und war entsprechend in den PC-Diskurs involviert, Searle war einer der Beiträge zu einem der ersten Sammelbände zu *political correctness* (Berman 1992), der auch einen Aufsatz von Kimball enthält.

-
- 51 Penelope Brown/Stephen P. Levinson: Universals in language usage: Politeness phenomena. In: Questions and Politeness: Strategies in Social Interaction. Hrsg. von Esther N. Goody. Cambridge 1978.
- 52 Robin Lakoff: The logic of politeness. In: Papers from the Ninth Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society. Hrsg. von Claudia W. Corum. Chicago 1973.
- 53 Marshall B. Rosenberg: A Model for Nonviolent Communication. Philadelphia (PA) 1983.

2.4. Humpty-Dumpty-Perspektive:⁵⁴

Auge um Auge, Wort um Wort ...

Der Subtext zur Überschrift, „Auge um Auge, Wort um Wort“, lässt erwarten, dass in diesem Abschnitt die radikaleren Positionen betrachtet werden. Diese unter dem Titel „Humpty-Dumpty-Perspektive“ zu fassen, folgt Deborah Cameron⁵⁵ und wird motiviert durch die folgende berühmte Passage aus dem Gespräch zwischen Alice und Humpty Dumpty:

‚When I use a word,‘ Humpty Dumpty said, in rather a scornful tone, ‚it means just what I choose it to mean – neither more nor less.‘
‚The question is,‘ said Alice, ‚whether you *can* make words mean so many different things.‘
‚The question is,‘ said Humpty Dumpty, ‚which is to be master—that’s all.‘⁵⁶

Deutlicher lässt es sich nicht sagen: Es geht um Macht („which is to be master“; „wer der Herr ist“) und um Deutungshoheit über die Wörter.

Die „akademische“ Version dieser Perspektive verbindet sich vor allem mit dem Dekonstruktivismus; hier exemplarisch Barbara Johnson:

Deconstruction is not synonymous with ‚destruction‘, however. It is in fact much closer to the original meaning of the word ‚analysis‘ itself, which etymologically means ‚to undo‘ – a virtual synonym for ‚to de-construct.‘ If anything is destroyed in a deconstructive reading, it is not the text, but the claim to unequivocal domination of one mode of signifying over another.⁵⁷

Dekonstruktivistische und andere postmodernistische Theorien wurden vor allem von erklärten Gegnern von PC in der Debatte um *political correctness* ins Spiel gebracht, z.B. Roger Kimball. Sie wurden von diesen gesehen als ein Angriff auf den etablierten Kanon und dessen etablierte Deutungen.

Gegenstand dieses Abschnitts sind jedoch nicht diese akademischen Manifestationen der „radikalen“ Perspektive. Vielmehr soll eine Strömung in den Blick genommen werden, die in den alternativen Subkulturen verankert ist, die

54 Diese Benennung der Perspektive hat keinerlei abwertenden Nebenton. Vielmehr ist es im (sprach-)philosophischen Diskurs durchaus gängige Praxis, die entsprechende Bedeutungsauffassung als Humpty-Dumpty-Theorie zu bezeichnen. Sie hat eine lange und reiche Tradition: bei John Locke etwa heißt es „every man has so inviolable a liberty to make words stand for what ideas he pleases“ (Essay Concerning Human Understanding, Buch III, Kapitel II, Abschnitt 8).

55 Cameron, Verbal Hygiene.

56 Lewis Carroll: Through the Looking-Glass. Mineola (NY) 1999, S. 57.

57 Barbara Johnson: The Critical Difference. Essays in the Contemporary Rhetoric of Reading. Baltimore und London 1981, S. 5.

sogenannten *riot-grrrls*. Die *riot-grrrl*-Bewegung entstand Anfang der 1990er in den USA, ausgehend von Olympia (Washington), als ein distinkt feministischer Teil der Punkkultur. Wenn die *riot-grrrls* auch in einem offenkundig anderen Feld zu Gange waren als die genannten dekonstruktivistischen Theorien, so besteht doch eine sehr direkte Beziehung zwischen beiden Strömungen. In den Worten von Kathleen Hanna, einer der prominentesten *riot-grrrls*: „I was fresh out of school and filled with the postmodern, deconstructive theories that would later inform my art and fuel my critique of mainstream culture“.⁵⁸

„Auge um Auge, Wort um Wort“ wird bei den *riot-grrrls* wörtlich genommen. Es geht nicht um harmonische Kommunikation.⁵⁹ Hier werden bestehende Fronten auf den Tisch gepackt und die gängigen Skripts umgedreht, programmatisch in Kathleen Hannas Kampfspruch „All girls to the front!“.⁶⁰ Das Leitbild der Bewegung, das weitgehend von Hanna verfasste *riot grrrl man festo*, liest sich, hier in Auszügen, folgendermaßen:

BECAUSE viewing our work as being connected to our girlfriends-politics-real lives is essential if we are gonna figure out how we are doing impacts, reflects, perpetuates, or DISRUPTS the status quo. [...]

BECAUSE we don't wanna assimilate to someone else's (boy) standards of what is or isn't. [...]

BECAUSE doing/reading/seeing/hearing cool things that validate and challenge us can help us gain the strength and sense of community that we need in order to figure out how bullshit like racism, able-bodiedism, ageism, speciesism, classism, thinism, sexism, anti-semitism and heterosexism figures in our own lives. [...]

BECAUSE we are angry at a society that tells us Girl = Dumb, Girl = Bad, Girl = Weak.

BECAUSE we are unwilling to let our real and valid anger be diffused and/or turned against us via the internalization of sexism as witnessed in girl/girl jealousy and self-defeating girltype behaviors.

BECAUSE I believe with my wholeheartmindbody that girls constitute a revolutionary soul force that can, and will change the world for real.⁶⁰

58 Kathleen Hanna zitiert in Brittany Tyson Garrett: „We're the Girls With the Bad Reputations“: The Rhetoric of Riot Grrrl. Western Carolina University 2011, S. 13 [https://libres.uncg.edu/ir/wcu/f/Garrett2011.pdf; Zugriff 04.05.2019].

59 Entsprechend deutlich heißt es in einem Liedtext von Kathleen Hanna: „I'm so sorry if am alienating some of you. Your whole fucking culture alienates me“ (Bikini kill. *White Boy* [https://genius.com/Bikini-kill-white-boy-lyrics; Zugriff 04.04.2019]).

60 riot grrrl manifesto. In: Bikini Kill Zine 2, 1991, den Originaltext unverändert belassend (library.rockhall.com/louder_than_words/riot_grrrl; Zugriff 04.04.2019).

Während anti-sexistische Sprachkorrekturen üblicherweise einen Frauen gegenüber diskriminierenden Sprachgebrauch zu ersetzen suchen, heften sich die riot grrrls die entsprechenden Ausdrücke plakativ selbst an, den Spieß umdrehend und die Deutungshoheit über die Ausdrücke übernehmend. Ein offenkundiges Beispiel ist bereits die Selbstbezeichnung *riot grrrls*. In anti-sexistischen Sprachführern, etwa dem Klassiker von Casey Miller und Kate Swift,⁶¹ zählt *girl* zur Bezeichnung von Frauen als abwertend und entsprechend aus dem Sprachgebrauch zu streichen. Die *riot grrrls* hingegen übernehmen demonstrativ die Macht über den Ausdruck. Die Umdeutung wird in der Form *grrrls* manifest: Das sind eben nicht die Miezekätzchen, die schnurren, da wird geknurr, und zwar ordentlich. Im gleichen Sinne wurde es ein Markenzeichen der *riot grrrls*, sich übliche Beleidigungen gegen Frauen (*slut, bitch, whore, etc.*) im wörtlichen Sinne an die Brust zu heften; bei Kathleen Hanna geschah dies zumeist direkt auf dem Körper, sonst auf der Kleidung.⁶²

Wie viele vergleichbare Strömungen in der Subkultur auch, wurde die *riot-grrrls*-Bewegung vom Mainstream sehr bald als ein gut vermarktbarer Trend aufgenommen, mündend in das Modebild des „girly look“ und der Popkultur der Mädchenbands (*Spice Girls, etc.*). Das kommt dann freilich ohne wütendes Knurren daher.

3. Ein Fallbeispiel:

„Generische“ maskuline Pronomen im Englischen

Abschnitt 2. blickte auf das Phänomen *political correctness* aus vier grundsätzlich verschiedenen Perspektiven. Diese gelangen zu sehr unterschiedlichen Vorstellungen dessen, was unter „korrektem“ und „perfektem“ Sprachgebrauch zu verstehen sei, jeweils ein distinktes Maß ansetzend.

„Korrekt“ und „perfekt“ aus einer ideologischen Perspektive ist ein Sprachgebrauch, der der „Sache“ dienlich ist und der Doktrin der jeweiligen Ideologie entspricht. Aus einer erkenntnistheoretischen Perspektive wird „Korrektheit“ hingegen daran gemessen, wie exakt Sprache die Wirklichkeit repräsentiert. Die kommunikationsorientierte Perspektive wiederum macht „korrekten“ Sprachgebrauch daran fest, wie sozial und kommunikativ angemessen er ist. Für die radikale Perspektive schließlich gibt es im eigentlichen

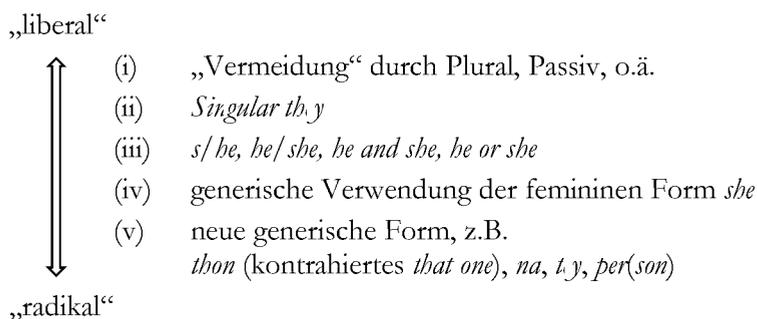
61 Casey Miller/Kate Swift: *The Handbook of Non-Sexist Writing for Writers, Editors and Speakers*. 3. britische Aufl., London 1995, S. 88f.

62 Dieses Markenzeichen der amerikanischen *riot grrrls* aufnehmend, hatten auch in Deutschland Mitte der 1990er T-Shirts mit entsprechenden Aufschriften (*Schlanpe, Zicke, etc.*) einige Präsenz, obwohl dies bereits teilweise Ausdruck der Vermarktung im Mainstream war.

Sinne keinen „korrekten/perfekten“ Sprachgebrauch, bestenfalls könnte man sagen, dass ein subversiver Sprachgebrauch angestrebt wird.

Wie eingangs betont, lassen sich diese Perspektiven im tatsächlichen Diskurs oft nicht voneinander trennen. Wohl aber lassen sich diverse vorgeschlagene Sprachkorrekturen an ihnen abtragen und messen. Hier stellt sich schnell der Befund ein, dass die verschiedenen Perspektiven i.d.R. nicht oder nur bedingt kompatibel sind. Dies wird deutlich bei dem Blick auf ein Standardbeispiel in der PC-Debatte, dem sogenannten „generischen“ Gebrauch maskuliner Pronomen⁶³ im Englischen und den dazu vorgebrachten Ersetzungen.

Die vorgeschlagenen Alternativen lassen sich zunächst recht gut entlang einer Skala von liberal bis radikal i.S. der genannten Perspektiven abtragen. Die hier betrachteten Formen sind dem Sprachführer von Casey Miller und Kate Swift entnommen.⁶⁴



Dass sich liberal mit radikal nicht vereinbaren lässt, liegt auf der Hand. Aber auch die anderen Perspektiven stehen teilweise zueinander in Konflikt.

63 Anders als etwa im Deutschen beschränkt sich das Problemfeld des sogenannten „generischen Maskulinums“ im Wesentlichen auf den Gebrauch von Pronomen. Darüber hinaus gehende Fälle, im Besonderen Bildungen mit dem Element *-man*, sind recht überschaubar und als solches leicht durch genderneutrale Formen ersetzbar; die entsprechenden Formen (etwa *firefighter* statt *fireman* und *chairperson* statt *chairman*) haben sich im allgemeinen Sprachgebrauch bereits fest durchgesetzt. Die Redeweise von einem „generischen“ Gebrauch maskuliner Pronomen im Englischen hält sich aber durchaus hartnäckig. Eine klare Darstellung der tatsächlichen grammatischen Befunde geben Rodney Huddleston/Geoffrey K. Pullum: *The Cambridge Grammar of the English Language*. Cambridge 2002. Geoffrey Pullum bringt es auf den Punkt, wenn er schreibt: „Anyone who thinks the word *he* has a sex-neutral use is kidding themselves.“ (Geoffrey K. Pullum: *Canada Supreme Court gets the grammar right*. *Language-log*. 18. August 2004. [itrc.cis.upenn.edu/~myl/language-log/archives/001362.html; Zugriff 04.04.2019]).

64 Miller/Swift, *The Handbook of Non-Sexist Writing for Writers, Editors and Speakers*, S. 44-61.

Plural, Passiv und andere Vermeidungsstrategien sind sicher „korrekt“ bezogen auf die Darstellung der Wirklichkeit. Singular *th.y* ebenso, wenn man darin kein logisches Singular-Plural-Problem sieht.⁶⁵ Allerdings wird in beiden Vorschlägen Gender vollständig ausgeblendet. Dies läuft der Grundüberzeugung Anderer entgegen, dass Gender ja gerade deutlich und sichtbar zu machen sei. Dies leistet *he/she* (und dessen Varianten), das wiederum das Problem mit sich bringt, dass in der linearen Abfolge von Sprache nun einmal eine der beiden Formen an erster, die andere entsprechend an zweiter Stelle stehen muss. Die Frage, welche Form nun vor die andere tritt, hat unter dem Gesichtspunkt der Gleichbehandlung eine ähnliche Brisanz wie vorgeblich „generische“ Verwendungen. Generisches *she* packt das Problem auf den Tisch, ist aber offenkundig ebenso wenig korrekt bezogen auf die Darstellung der Wirklichkeit wie das vermeintlich „generische“ Maskulinum. Zudem setzt es, den Spieß umdrehend, Menschen nicht-weiblichen Geschlechts in den Nachteil, und ist damit auch nicht „korrekt“ bezogen auf die kommunikationssorientierte Perspektive. Ein gänzlich neues Pronomen zu schaffen, würde das Problem sicher von Grund auf beheben,⁶⁶ hat aber im Falle von Pronomen keine realistische Chance sich durchzusetzen.

Werden weitere Perspektiven ins Spiel gebracht, z.B. eine stilistische oder ethische, entstehen zusätzliche Inkongruenzen. Zudem gelten die potentiellen Konflikte bzw. Allianzen zwischen Perspektiven, die sich am Beispiel der Alternativen zum „generischen“ Maskulinum zeigen, bestenfalls bei ähnlich gelagerten Fällen. Bei anderen Sprachkorrekturen können durchaus erheblich andere Konstellationen vorliegen.

Sehr unterschiedliche Bewertungen der gleichen Sprachregelung können sich auch bei historischer Distanz ergeben. Hier liefert die Debatte um das sogenannte „generische“ Maskulinum ebenfalls bedenkenswerte Beispiele. Die Geschichte der präskriptiven Normierungen, die die „generische“ Verwen-

65 *Singular th.y* hat als gender-neutrales Pronomen eine lange Geschichte in der englischen Sprache. Bereits Chaucer verwendete es, ebenso Shakespeare. Es ist Angriffspunkt präskriptiver Grammatiken und *style guides* seit Mitte des 18. Jahrhunderts, bewahrte aber seine Verwendung in der Alltagssprache und in Dialekten. Geoffrey Pullum schreibt in schöner Deutlichkeit: „if you have a usage book like Strunk and White that declares singular *th.y* to be an error, throw that book away“ (Geoffrey K. Pullum: Canada Supreme Court gets the grammar right. In: *Linguagelog*. 18. August 2004). Für die grammatischen Daten zum heutigen Gebrauch siehe Rodney Huddleston/Geoffrey K. Pullum: *The Cambridge Grammar of the English Language*.

66 Es ist eine Lösung ganz im Baconischen Sinne. Er hielt es für das Beste, mit dem Benennen gleichsam noch einmal von vorn zu beginnen, vgl.: „während es nach dem verständigen Vorgange der Mathematiker ratsamer gewesen wäre, mit den Namen anzufangen und sie durch Definitionen ins Reine zu bringen“ (Francis Bacon, *Neues Organon*, § 59).

derung maskuliner Formen im Englischen zu etablieren suchten, war schon früh Gegenstand kritischer Untersuchung in der feministischen Linguistik. Die hier klassische Studie stammt von Ann Bodine.⁶⁷ Sie zeichnet die lange Kette von Darstellungen in englischen Grammatiken nach, die die maskuline vor die feminine Form setzen, und die Unterdrückung alternativer Formen (im Besonderen *singular th.y*) in diversen Stülführern. Als Kulminationspunkt dieser Bestrebungen führt Bodine ein Parlamentsgesetz von 1850 an,⁶⁸ den Lord Brougham's Act, in dem es in Abschnitt IV heißt:

Be it enacted, that in all acts hereafter made words importing the masculine gender shall be deemed and taken to include females, and the singular to include the plural, and the plural the singular, unless the contrary as to gender or number is expressly provided.

Dieser Text wird in der Literatur gern zitiert. Es mag aus heutiger Sicht berechtigt sein, ihn als eine gesetzliche Festschreibung von „underlying androcentric values and world-view“ zu lesen, wie es Bodine tut.⁶⁹ Berücksichtigt man jedoch die Entstehungszeit und die Person von Lord Brougham, ergibt sich ein etwas anderes Bild. Lord Brougham gehörte zu den aktivsten Verfechtern von Reformen im Rechts- und Parlamentssystem seiner Zeit, mit z.T. fast radikal zu nennenden Ansichten. So war er federführend bei dem 1833 verabschiedeten *Act for the Abolition of Slavery throughout the British Colonies* und unterstützte Reformen im Bildungssystem. Ebenso trieb er die Ausweitung des Wahlrechtes beträchtlich voran (*Reform Act 1832*), wenn er auch ein uneingeschränktes allgemeines Wahlrecht ablehnte. Des Weiteren galt er als Befürworter von Frauenrechten; im Besonderen war er Mitbegründer und langjähriger Präsident der *National Association for the Promotion of Social Science* (NAPSS), deren Mitgliedschaft Frauen offen stand und die auch für Verfechter(innen) des Frauenwahlrechtes ein Forum bot.⁷⁰

Blickt man vor diesem Hintergrund auf den oben zitierten Gesetzestext, eröffnet sich eine andere Lesart: Unter dem unscheinbaren Titel *Act for Shortening the Language used in Acts of Parliament* wird eine Sprachregelung etabliert, die über die Setzung der generischen Interpretation maskuliner Formen eher eine Gleichbehandlung denn eine Diskriminierung von Frauen bedeutet und den Weg öffnete für dahingehende rechtliche Vorstöße. In der Tat wurde das Ge-

67 Ann Bodine: Androcentrism in prescriptive grammar: Singular ‚They‘, Sex-Indefinite ‚He‘, and ‚He or She‘. In: *Language in Society* 4(2), 1975.

68 Ebd., S. 136.

69 Ebd.

70 Zur NAPSS und der Rolle Broughams siehe z.B. Kathleen McCrone: *The National Association for the Promotion of Social Science and the advancement of Victorian women*. In: *Atlantis* 8(1), 1982.

setz von der frühen Frauenrechtsbewegung in diesem Sinne gelesen, angenommen und in diversen Gerichtsverfahren als Argument verwendet, u.a. solchen, die das Frauenwahlrecht durchzusetzen versuchten.⁷¹ Es ist nicht ohne Ironie, dass eine Sprachregelung, die aus heutiger Sicht als Standardbeispiel geschlechtsbezogener Diskriminierung gilt, in ihrer Entstehungszeit eine nahezu entgegengesetzte Wirkung und vielleicht auch Intention hatte.

4. Nachgedanken

Die Phänomene, die in der PC-Debatte zu Tage treten, sind aus soziolinguistischer Sicht in weiten Teilen alles andere als ungewöhnlich. Soziokulturelle Gruppen entwickeln ihren jeweils eigenen Sprachgebrauch und stellen jeweils eigene Ansprüche an die Sprache, die sie gegen den Sprachgebrauch und die Ansprüche anderer Gruppen durchzusetzen suchen. Sprache ist, wie Pierre Bourdieu es zutreffend formuliert, „Kapital“.⁷² Sind in einer Gesellschaft die Machtverhältnisse klar verteilt, wird die dominante Gruppe ihre dahingehenden Vorstellungen umsetzen, ohne Rücksichten nehmen und ohne dies nennenswert thematisieren zu müssen. Dies heißt nicht, dass der zugrunde liegende Konflikt nicht bestünde. Er gelangt lediglich nicht an die Oberfläche, und meist auch gar nicht in das Bewusstsein eines Großteils der dominanten Gruppe selbst. Offenkundig ist er nur für die nicht-dominanten Gruppen. In einer pluralistischen Gesellschaft gestaltet sich die Situation anders: Hier wird der Konflikt an der Oberfläche ausgetragen. Anders ausgedrückt: Die PC-Debatte konfrontiert den Mainstream mit Konflikten, die dieser bisher ignorierte und angesichts der Machtverhältnisse auch weitgehend ignorieren konnte. Der Mainstream wird in die Wirklichkeit zurückgeholt.

Soziolinguistisch übliche Muster zeigt das Phänomen PC auch in anderen Hinsichten. So folgen die Maßnahmen der Einführung und Durchsetzung der Sprachkorrekturen etwa durchaus den bekannten Mechanismen traditioneller Standardisierungsprozesse.⁷³ Ein deutlicher Unterschied zu anderen Normie-

71 Für eine dahingehende Lesart und einen Abriss der nachfolgenden Prozesse und Urteile, siehe z.B. Hilda L. Smith: *All Men and Both Sexes: Gender, Politics, and the False Universal in England, 1640-1832*. University Park (PA) 2002, S. 198-201.

72 Pierre Bourdieu: *Ce que parler veut dire: L'économie des échanges linguistiques*. Paris 1982.

73 Die Betonung liegt hier auf „traditionell“, d.h. Normierung von oben herab mit selbsternanntem Richtigekeitsanspruch. Normative Regelungen werden mittlerweile zunehmend gebrauchsbasiert getroffen, auf Grundlage bestehender Sprachverwendung. PC-Sprachkorrekturen sind i.d.R. nicht durch bereits bestehenden Gebrauch gestützt und folgen in dieser Hinsicht entsprechend weitgehend dem überkommenen Zugang zu Normierungen.

rungsbestrebungen besteht jedoch darin, dass hinter PC-Maßnahmen zumeist nicht die „betroffenen“ Gruppen selbst stehen, sondern dass hier i.d.R. andere, oft schwer zu lokalisierende, einflussreiche Kräfte, einschließlich gesichtslose administrative Einheiten, mit „Stellvertretungsanspruch“ für diese Gruppen agieren.⁷⁴ Bemerkenswert ist, dass deren Agenda von den „betroffenen“ Gruppen oft gar nicht geteilt wird.

Die Härte, mit der die Debatte geführt wird, spiegelt die Verhärtung der Fronten in der Gesellschaft und die in der Summe diffuse Gemengelage von Interessen. Am wenigsten bang muss es uns bei all dem wohl um die Sprache selbst sein. Die übliche Rhetorik von Verfall und Zerstörung unserer Sprache, die uns auch in der PC-Debatte reichlich begegnet, ist nichts Neues. Sie schwillt zu jeder Zeit an, wenn Veränderungen spürbar werden, sei es nun gerichtet gegen den Einfluss durch andere Sprachen, gegen die Jugendsprache oder eben gegen Sprachregelungen verschiedenster Art.⁷⁵ Jene, die in Veränderungen der Sprache eine Gefahr und *per se* eine Verschlechterung sehen, sind das natürliche Gegenstück zu denen, die davon eine Verbesserung erwarten. Die Verfallsrhetorik jedoch geht am Wesen der Sprache vorbei. Man kann es nicht besser formulieren als Wilhelm von Humboldt: „Jede Sprache besitzt die Geschmeidigkeit, alles in sich aufzunehmen und allem wieder Ausdruck aus sich verleihen zu können.“⁷⁶ Die eigentliche Frage besteht nicht darin, ob die Sprache Eingriffe wie die angestrebten Sprachkorrekturen „verträgt“. Sie lautet vielmehr, ob die Gesellschaft die beständige Konfrontation in der derzeitigen Debatte aushält.

Unter diesem Blickwinkel wäre es wünschenswert, sich von der derzeitigen inflationären Verwendung des Ausdrucks *political correctness* zu verabschieden. Er wurde geboren unter einem unglücklichen Stern, wuchs auf als ungeliebtes Stiefkind und wurde dann instrumentalisiert als Strohhalm, der herhal-

74 Vgl. Geoffrey Hughes: *Political Correctness. A History of Semantics and Culture.* Oxford 2010, S. 7.

75 Man denke an die anhaltende Anglizismen-Debatte im deutschen Sprachraum. Als Anglist kann man auf das hier von Einigen heraufbeschworene Verfallsszenario nur etwas verwundert erwidern, dass das Englische, von dem diese „Gefahr“ ja ausgehen soll, selbst ein Beispiel *per excellence* für ein Produkt einer Geschichte massiven Sprachkontakts ist. Von den 10.000 häufigsten Wörtern im heutigen englischen Wortschatz sind, in der klassischen Zählung von Joseph Williams, nur 25% germanischen Ursprungs, 75% entfallen auf Entlehnungen, im Besonderen aus dem Französischen, mit 45% Gesamtanteil am Referenzwortschatz (Joseph Williams: *Origins of the English Language: A Social and Linguistic History.* New York 1975, S. 67). Schlecht geht es dem Englischen dabei nicht. Dagegen verblassen die Anteile von Anglizismen am deutschen Wortschatz. Dass dagegen auch die recht überschaubare Liste z.B. von gendergerechten Sprachkorrekturen verblasst, muss kaum betont werden.

76 Wilhelm v. Humboldt: *Schriften zur Sprache [1830–35].* Hrsg. von Michael Böhler. Stuttgart 1992, S. 206.

ten musste und muss für eine höchst heterogene Bewegung. Dabei hat der Ausdruck jegliche greifbare begriffliche Füllung eingebüßt. Bereits 1992 brachte es Ruth Perry auf den Punkt, wenn sie schreibt: „Like a recurring refrain in a song, or an incantatory line in a poem, its meaning changes each time it appears“.⁷⁷ Der Befund ist heute der gleiche. Es täte der Debatte gut, wenn wir den Ausdruck *political correctness* selbst dahingehend „korrigierten“, dass wir sie in differenzierteren und begrifflich schärferen Worten führten, die den jeweiligen Perspektiven gerecht werden.

77 Ruth Perry: Historically correct. In: The Women's Review of Books 9(5), 1992, S. 15.